

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Rebr. 12. Mai 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 39.

Frühlingskönigin.

Von Elisabeth Rohm.

O dufter Hauch auf grüner Halde,
O Gruß von dem Blütenzweig,
Es singt und klingt im Frühlingswald:
O Menschenherz, wie bist du reich!

Im hohen Grase sitzt mein Kindchen,
So hell sein blaues Auge glänzt,
Es jauchzt und lacht sein rothes
Mündchen —
Mit Schlüsselblumen ist's umkränzt!

Den Zweig von blühenden Springen
Als Szepter küßt sein Händchen
schwingt,
Horch! eines Finkenpärchens Singen
Ihm lebensfroh ein Ständchen bringt.

Mir war das Herz so voll von Wonnen:
Ein Königreich die Welt mir schien,
Umflacht von goldner Vespersonne —
Mein Kindchen drin die Königin!

Die Brautprobe.

Eine Heiratsgeschichte von Meinhold Erdmann.

Matthias Meidinger war wütend.
Mit schweren, dröhnenden Schritten
ging er in der „guten Stube“ auf und
ab, und dabei dachte er aus seiner
kurzen Weisheit, als wolle er das Haus
ausräuchern.

Es ging nicht so weiter. Es ging
eigentlich schon seit ein paar Monaten
nicht mehr so weiter; aber jetzt mußte
er endlich Ernst machen — unbedingt.
Eine Frau mußte auf den Hof. Was
war das für eine Wirtin! Mit den
Angeboten wurde er, der Matthias, schon
fertig — aber mit den Weisheiten
mußte er nichts anfangen. Die
Mädchen bei ihm, was sie wollten — und
wenn er mal was sagte, wenn ihm
wirklich einmal überließ, kamen sie so
möglich noch mit Thränen, und
Weiberthänen hatte Matthias sein Lebtag
nicht vertragen können. Heute zum
Beispiel, die Kessi.

So, da war er wirklich mal an der
unrichtigen Stelle sozusagen groß
geworden. Die Kessi hatte ja nichts
dafür getonnt, daß die Stallhufen, seine
schönen belagerten Stallhufen, die das
Stück am Hof gelöst hatten, aus-
genommen waren, und daß sie dann der
Eras erwiderte. Er mußte schon zu-
geben, daß er selbst die Stallthür offen
gelassen hatte — er hatte sich aber lei-
der erst daran erinnert, nachdem er der
Kessi Grobheiten gesagt hatte. Aber da
brauchte sie doch nicht gleich zu flennen
und auszuweichen, als ginge es ihr ans
Leben. Und was hatte sie gesagt? —
„Wann der Herr net a'fried'n is mit
mir, na so i ja gehn“ — jawohl, gehn,
hatte sie gesagt! Und er in seinem
Zerger und in dem Unbehagen über
ihre Thränen hatte erwidert: „Jawohl
— gehn kannst.“ Da hatte sie ihn an-
gesehen, so — na ganz merkwürdig,
und war still zur Stallthür gegangen,
und von da aus hatte sie gesagt:

„Wann der Herr mit künndt, na geh
i heunt no. Der Herr kriegt leicht a
andere.“

Der Herr hin — der Herr her! Frei-
lich bekam er eine andere, aber so eine
wie die Kessi — hm! Sie war eigent-
lich die fleißigste gewesen, und die or-
dentlichste, und — und —

Aber er vertrau nun einmal keine
Weiberthänen. Und weil so etwas
heute nicht mehr vorkommen sollte, so
mußte eben eine Frau auf den Hof.

Wenn er nur gewußt hätte, wen er
nehmen sollte. Er konnte wählen —
Geld hatte er ja, einen schönen Hof und
ein lebliches Aussehen. Da war zu-
erst die Kessi — schön war sie gerade
nicht, aber schaffte konnte sie, und Geld
bekam sie auch mit. Das wäre wohl
was gewesen. Aber dann war da auch
noch die Marie vom Hörberbauer — ja,
die kam auch in Betracht. Nicht mehr
ganz jung war sie, aber rundlich und
freundlich und bekam sicherlich auch
was hübsches mit, wenn auch nicht so
viel wie die Kessi. Und die Kessi
schaffte wohl besser — nur daß die Ma-
rie besser aussah. Er wußte wirklich
nicht, für wen er sich entscheiden sollte.
Und schließlich — wenn er sich's recht
überlegte — die Berghofer-Genzi war
ihm doch noch lieber gewesen. Freilich
war sie arm; aber hübsch war sie und
jung, und so sehr brauchte er doch nicht
aufs Geld zu sehen —

So schwer hatte er sich das Heiraten
nicht gedacht. Er konnte sich nicht ent-
schließen, welche von den Dreien er
mit seiner Wahl beizuliegen sollte. Ein
Vierfeld Tabak hatte er schon auf-
gekauft vor lauter Nachdenken, und er
kam zu keinem Resultat. Er wollte
doch eine Frau, mit der er sozusagen
glücklich wurde — keinen Hausdrachen,
und keine, die bei jeder Gelegenheit
Thränen vergoß — und er traute keiner

von den Dreien so recht. Der Kessi
am Ende noch am meisten — die weinte
gewiß nicht so leicht — oder der Marie —
die war kein Hausdrache, nein — oder
— oder —

Und plötzlich erhellte sich sein Ge-
sicht, verzog sich sein Mund zu einem
breiten Lächeln. Jetzt hatte er's. Jetzt
wußte er, was er zu machen hatte.
Fortwährend vor sich hinstummelnd,
zog er den Sonntagstod über und ließ
dann vom Obernecht den Brauen ein-
spannen.

Wie er darauf die Dorfstraße hinun-
terfuhr, lächelte er noch immer — bis er
zum Odmies-Hof kam, dem Eltern-
haus der Kessi. Dort kletterte er vom
Bod, hob die Jügel fest und schritt
auf das Haus zu.

Schon vor draußen sah er die Kessi
in der Küche hantieren, und er sah
auch, daß sie allein war. Die Gele-
genheit war also günstig. Er ging erst
arnicht in das Haus hinein, sondern
trat an das offene Küchenfenster.

„Griiß di Gott, Kessi!“
„Ja griiß Gott, Wasil!“ — Was
willst denn?“
Der Bauer räusperte sich. Dann
sagte er:

„Kessi — i möcht di heirat'n!“
Kessend ließ das Mädchen ein Mes-
ser zu Boden fallen, mit dem sie sich
Spähne geschnitten hatte.

„Ja mei! — Is dös denn wirklich
wahr, Wasil? — Na timm du berein.
I sag ja net na. Is denn ga wirklich
dei Ernst?“
„Griiß, Kessi! — I möcht di heira-
t'n. Iu gern möcht i. Aber — i
to net.“

Das Mädchen fuhr herum.
„Was hoast dös? — Du möchtst mi
heirat'n — aber d'loht net?“
„Na — i to net — Iwean weil i
mi so mit'm Vieserl vo Simmelsdorf
soprech'n hab!“

Kessi — Kessing — jerschlug der
Topp an einem Baum draußen. Be-
denklich blickte er am Kopf des
Wassl vorübergefliegen — der Topp
nämlich. Und die Kessi leiste:

„Wart, du Topp, du Vack, du da-
mischer, ausgegammert du, mit so a'
buckled, du Lump, du niederträchtiga,
du a'geerter Haml du, i weid dir.“
— Sie griff nach einem zweiten Topp.
Aber der Bauer schlüßte, ehe sie ihre
Treffsicherheit noch einmal versuchen
konnte. War nicht schnell genug konnte
er aus dem Garten und auf seinen Wa-
gen kommen, um davonzufahren. Und
dann athmete er tief auf.

„Na, wann i so ane ins Haus kriagt
hätt!“ murmelte er und schüttelte sich.
„I bidant mi recht sch! Dös war a
Dra'n word'n — u' Jaer!“

Beim Hörberbauer hielt er wieder.
Die Marie stand im Garten und stit-
terte die Hübner; der Wassl ging auf
sie zu, hielt sich aber in vorstichtiger
Entfernung.

„Griiß di Gott, Marie!“
„Griiß di Gott, mei lieber Wasil!
Dös is a Freud, daß d' so mal wie-
der kimmst. I bin so arg vull al-
loon.“

„Na, jawon, ja.“ — Und plötzlich:
„Marie — i möcht di heirat'n.“
Ein quiesender Aufschrei — und
die Korbhähne mit dem Hühnerfutter
lag am Boden.

„Mei lieber, guter Wasil — hast
mi denn liab? Oh, dös woast ja net,
wie liab i di hab! So li — i ab —“
Und vor lauter Freude fing sie an
zu schluchzen, daß es dem Wasil höchst
unbehaglich wurde.

„Ja — i möcht di heirat'n — aber
aber — i to net, Marie.“
Die Thränenfluth erfuhr eine kurze
Stodung. Und dem Mädchen blieb
vor Erschauen der Mund ein Weichen
offen.

„Was — is denn — dös?“ fragte
sie endlich. „Du loht net?“
„Na, Marie. Weil i mi scho mit
d'm Vieserl von Simmelsdorf va-
sproch'n hab.“

„Hu — hu — hu!“ Da sah die
Marie auf dem Hasen und heulte —
heulte wie ein Schoofhund. „D — d
— d — die Manner ja — ja — sa
schlecht hu — hu — hu! I a armes
Me — Mad! Hu — hu — hu!“

Ihr ganzer Körper bebte und wate-
lte vor Schluchzen. Der Wassl aber
schlich sich still zum Wagen. Die Thra-
nen ließe seine Frau! Da hatte die Kessi
doch anders gemeint — ganz still und
traurig — da hatte es ihn beinahe ge-
reut. Aber hier! Grad so hatte sich
angehört, wie beim Thras, als er zu-
wischen das Hofhor gekommen war, was
der Bauer hinter sich zugeschlagen
hatte. Und während der Wassl eilfertig
davonsfuhr, hörte er immer noch hinter
sich das melodische Wehklagen der ar-
men verathenen Marie.

Beim Berghofer, einem einsamen Ge-
höft, das schon weit außerhalb des
Dorfes lag hielt der Bauer zum drei-
ten Mal an. Das baufällige Haus,
das schon von außen den Eindruck der
Verwahrlosung machte, brachte sein

Vorhaben zwar ein bisschen ins Wan-
ten; aber er machte sich doch daran,
die Genzi zu suchen. Im Haus fand
er sie nicht — aber als er dann im
Garten Umschau hielt, wurde er ihrer
gewahr.

Aber er brauchte die Brautprobe
nicht zum dritten Mal anzugeben.
Denn nicht die Genzi allein fand er
— sondern auch den Schenkkelner
vom Unterwirth. Ein Weichne beob-
achtete der Bauer mit großem Ver-
gnügen, wie herzhast die beiden bus-
selt konnten: dann ging er, allerlei
vor sich hin murmelnd und den Kopf
schüttelnd, zu seinem Wagen zurück,
schwang sich auf den Bod und fuhr
davon — in der Richtung auf seinen
eigenen Hof.

Anfangs wußte er nicht recht, was
für ein Gesicht er machen sollte. Dann
aber begann er zu schmunzeln — und
einmal sagte er laut vor sich hin:

„Jagt konnt' i ja zum Vieserl vo
Simmelsdorf fahr'n — bals nur a
Simmelsdorf und a Vieserl vo Sim-
melsdorf geb'n tät.“

Dabei befahl er dem Obernecht,
auszuschreiten und den Brauen in den
Stall zu führen. Als er schon in der
Hauptthür stand, wandte er sich noch
einmal und sagte zögernd:

„Sag mal, Flori — is — is d'
Kessl no da?“
„Freilich wohl. In d'r Kuch'n is
— s' Essen richt's.“

„So so — dank schön.“ Sehr gleich-
müthig klang es. Aber fünf Minuten
später ging der Bauer doch in die Kü-
che hinüber — er wollte nur mal
nachschauen, was es eigentlich zu Mit-
tag gab.

Da stand die Kessi — angethan mit
einer blütenweißen Schürze, das Ges-
icht gerötet von der Herdgluth. Vor
ihm aber stand eine große Schüssel
herrlicher, runder, dampfender Anödl
— des Bauern Leibspeise. Und von
dem Anödl — der Anödl sowohl wie
der Kessi — wurde ihm ganz weich
ums Herz.

„Kessi!“
Das Mädchen hatte ihn noch gar
nicht wahrgenommen — mit einem
kleinen Auffschrei fuhr es herum.

„Kessi — dös mit dera Rindgung
— dös is do bei Ernst net g'woen. Mir
is lei, daß i sovil groß g'woen bin.
Wirkli lei is mir's. Siehst, und
heunt mag i so traurige G'sichter net
sehn“ — weil mir so eppas Schönes
passiert is.“

„I woast net.“ Kessi irich sich die
Schürze glatt und wußte nicht, was
sie sagen sollte.

„Wasil, was mir passiert is?“
„Wasproch'n hab i mi mit dem Vieserl
vo Simmelsdorf.“

Da wurde das Mädchen blaß —
sehr blaß. Und es zuckte um ihre
Mundwinkel. Aber sie meinte nicht.

„I gratuliere recht sch!“, sagte sie
leise, „aber i möcht do geng'n. Zwen-
gen — weil — i — i moan — i
muast.“

Der Bauer sah sie immerzu an.
Und er hatte nur den einen Gedanken,
was für ein tiefenhafter Schafstopp
er doch gewesen war. Eine, die so
ausah — und solche Anödl kochen
konnte — und nicht weinte wie ein
Schofthund —

„I woast, Kessi!“ sprach er lang-
sam weiter, ohne auf ihre Einrede zu
achten, „dös is doch merkwürdig mit
mon Wasproch. Siehst, eigentli gibt's
nämli gar too Simmelsdorf net; und
wann ma's recht bedenkt, nacha schreib
si dös Vieserl eigentli — ja — eigent-
li schreib i's Kessi!“

Da schrie die Kessi auf. Und vor
lauter Freude konnte sie nur stam-
meln:

„Wasil! — Wasil!“
Der Bauer aber that, was er vor
einer halben Stunde zwei andere hatte
thun sehen — er nahm das Mädchen in
seine Arme und buselte sie so herzhast,
wie sich die Berghofer-Genzi und der
Schenkkelner vom Unterwirth nicht ge-
buselt hatten.

Hocharktische Industrien.

Das Vordringen der Kultur in
entlegene, klimatisch unangünstige Ge-
genden ist wesentlich an die Er-
werbsmöglichkeiten gebunden, die
sich dort eröffnen. Speziell auf der
nördlichen Halbtugel verdankt die
Menschheit der Erwerbstätigkeit die
bedeutendsten Erweiterungen ihrer
Kenntnisse. Die Wüsteneien Sibiriens
und des nördlichen Aiens, die aus-
gedehnten menschenleeren Waldgebiete
Kanadas, die vereisten Westküsten
Grönlands, die öden Gestade Spitzber-
gens sind bekannt geworden und theil-
weise bevölkert, weil es hier Boden-
schätze aller Art gab, deren Ausbeutung
lohnend erschien. Die Verfolgung der
Pelztiere und vor allem der großen
Seefäuger haben mehr arktische Ent-
deckungen verursacht, als alle wissen-

schaftlichen Reisen zusammengenom-
men. Wenigstens haben sie zu der Er-
schließung dieser weiträumigen Gegenden
fast allein beigetragen, ja man kann
sagen, daß die Kultur, die gerade auf
der nördlichen Halbtugel dem Vor-
schrittweise aber sicher näher rückt, un-
mittelbar von dem Vorhandensein aus-
nuzbarer Produkte in jenen Gegenden
abhängt.

Nach im vorigen Jahrzehnt haben
wir erlebt, wie sich in den bis dahin
unbewohnten, überaus schwer zugäng-
lichen Distrikten Nordamerikas in kurzer
Zeit Zentren der Siedlung ent-
wickelt haben, die allein den Boden-
schätzen dieser Länder — in Alaska den
Goldminen — ihr Dasein verdanken.
Auch die Besiedelung des nördlichsten
Theiles Europas, also der nordwestlichen
Provinzen Finnmarks und Nordland
verdankt ihren Ursprung allein dem
Reichtum des Meeres an Fischen und
Seefäugern, ja in neuester Zeit hat sich
die Industrie in Spitzbergen bis gegen
den 79. Breitengrad hinauf ausgebrei-
tet. Sind dies Erscheinungen der neu-
esten Zeit, so darf nicht vergessen wer-
den, daß schon vor zwei Jahrhunderten
die Industrie weiter nach Norden aus-
griff, als sie es heute thut. In der
Nordwestküste Spitzbergens, fast unter
dem 80. Breitengrad bestand im sieb-
zehnten Jahrhundert eine volkreiche
Siedelung — Smerenberg — die all-
jährlich von Tausenden erwerbsflehi-
ger und abenteuerlustiger Menschen
bevölkert wurde. Heute ist diese An-
siedlung verschollen. Die sinnlose Ver-
wüstung der Naturschätze hat diesem
Versuch einer Kolonie ein dauerndes
Ende gebracht, und an ein Aufleben
des alten Gewerbetriebes dort kann
nicht mehr gedacht werden, nachdem
dessen Vorbedingungen, das Vorhan-
densein unzähliger Seefäuger speziell
aus der Familie der Wale, nicht mehr
zutreffend.

Wenn wir die heutigen Verhältnisse
mustern, so finden wir die nördlich-
sten Industriegegenden etwa auf dem 78.
Grad nördlicher Breite in Spitzbergen
als letzte Ausläufer einer nach Norden
ausstrahlenden Kultur, während an-
derswärts ein sehr reges industrielles
und kaufmännisches Leben sich wie ein
dichtmächtiges Netz über den äußersten
nordwestlichen Norden ausdehnt. Nord-
norwegen besitzt in seinen überaus ein-
träglichsten Großfischereibetrieben eine
vorausichtlich niemals verfehlende
Quelle des Wohlstandes, und wenn
auch diese Industrie ihrem Hauptzweck
nach sich im Laufe der letzten 25 Jahre
wieder verändert hat, so kann man doch
erwarten, daß diesem Reichtum des
Meeres gegenüber auch der sinnloseste
Raubbau niemals gewachsen sein wird.

Die feste Kette der Vostensinseln
war es, die noch vor 25 Jahren eine
zahlreichen Großbetriebe beherbergte,
die heute mehr in die Provinz Finn-
marken ausgewandert sind. Dort im
damaligen Zentrum der nordwestlichen
Fischerei erblühten Tugende von Groß-
betrieben, in denen die Produkte jenes
Gewerbes in marktfähige Waare ver-
wandelt wurden. Während das Troden
der speziell der Familie der Gade-
beiden angehörigen Fische wesentlich
den Kleinbetrieben geblieben war, hatte
sich die Herstellung des Leberthrans, des
Fischquans, des Fischmehls und der
Fischkonserven zu Großbetrieben ent-
wickelt, die in der Nähe von Sivoldar
und Henningsbär, sowie in Lövdingen
bestanden. Aber während dort speziell
die Fischtransfabrikation blühte, hatte
sich in der Provinz Finnmarken die
Industrie der Verarbeitung der großen
Seefäuger angesiedelt. Hier bestanden
jene zahlreichen Walfischtransfabriken,
die theilweise nach den Prinzipien ratio-
nellen Großbetriebes arbeiten und die
Leiber der großen Seefäuger auf die
Endprodukte der Fabrikation — Thran,
Fischlein, Guano und Knochenmehl —
hin ausnutzen.

Der Walfischthran ist ein wichtiges
Produkt, das speziell für die Zwecke
der Gerberei, der Seifenfabrikation
und der Schmierölmühle von größter
Bedeutung ist. Diese äußerst gewinn-
bringenden Unternehmungen aber sind
durch mehrere Umstände jetzt endgültig
stillgelegt worden. Einerseits erwies
es sich als immer schwieriger, die erbeu-
teten Thiere aus den entlegenen Beden
des Polarmerges bis an die nordwest-
liche Küste zu schleppen, die Fanggründe,
die ursprünglich dicht unter der Küste
gelegen hatten, wurden immer uner-
reichbarer, die Walthiere, Robben und
Walrosse zogen sich weiter in den un-
zugänglichen Norden zurück und ander-
erseits verbot die norwegische Regierung
den Transfiedereibetrieb auf ihrem Ter-
ritorium mit Rücksicht auf die über-
mäßig großen Störungen, die diese An-
lagen für ihre Umgebung bedeueten.

Wer heute die Verarbeitung der rie-
gigen Walfischleiber sehen will, muß
dieser Industrie bis nach Mittelspit-
bergen folgen, nachdem ein früherer

Großbetrieb auf der Bäreninsel nun-
mehr auch zum Stillliegen gekommen
ist. Augenblicklich befinden sich in
Spitzbergen nur noch zwei Thranfiede-
reien, von denen die eine als echter ra-
tioneller Großbetrieb bezeichnet werden
kann. An der Südküste des Eisfjords,
unweit der von Touristen Schiffen so
häufig besuchten Adventbai, befindet
sich eine tiefe Bucht, der sogenannte
Grüne Hafen, an dessen Gestaden sich
die beiden in Spitzbergen augenblicklich
betrieblenen Thranfiedereien befinden.
Während die eine dieser Anlagen keine
dauernde Ansiedlung ist, da sie sich an
Bord eines alljährlich nach Spitzber-
gen geschleppten großen Dreimast-
schiffes befindet, verfiert die andere Fabrik
über einen ausgebreiteten Gebäudekom-
plex, der die technischen Anlagen zur
Verarbeitung der Wale beherbergt.

Die Wale werden von eigens dazu
hergestellten und eingerichteten Fang-
schiffen aus gejagt, die nicht mehr wie
in alter Zeit von einer Anzahl ge-
schickter Harpuniere bevölkert sind, sondern
die mit regelrechten Walaeschiffen die
Jagd betreiben. Diese Geschüge, die
dem Typus der Rettungsstationen nahe
verwandt sind, schleudern mittels ihrer
Ladung eine an einer Leine befestigte
Explosionsgeschöß in den Körper des
Wales, dessen antarktische, beim Ab-
schießen zusammengehaltene Stahlar-
me nach dem Eindringen in den Wal-
körper öffnen, während eine am Kopf
des Geschosses angeordnete Explosions-
ladung zur Detonation gebracht wird.
Die schwere, meist unmittelbar tödliche
Verwundung beim ersten Schuß bringt
das Thier zur Strecke und für den Fall,
daß nicht eine sofortige Tödtung ein-
tritt, ermöglicht die im Körper ver-
ankerte Harpune, die durch ein starkes
Seil mit dem Fangschiff verbunden
bleibt und aus dem Körper des ver-
wundeten Thieres nicht so leicht heraus-
gerissen werden kann, die Fortsetzung
der Jagd und die definitive Erbeutung
des Opfers.

Die auf diese Weise harpunierten
Kadaver werden dann den Thranfiede-
reien geschleppt und dort unmittel-
bar verarbeitet. Zwar geschieht diese
Arbeit nicht mehr mit der rationellen
Gründlichkeit, die früher in den Walf-
schlächtereien an der nordwestlichen Küste
üblich war, sondern die Entlegenheit
der neuen Fabriken, deren mächtige
Entfernung von den Kulturzentren und
die hieraus sich ergebenden Frachtpen-
sionen bedingen, daß nur noch die werth-
vollsten Theile thätig ausgenutzt
werden. Dies sind in erster Linie der
Thran, in zweiter Linie das Fischlein,
sowie es sich um Bartenwale handelt.

Die Manipulation zur Gewinnung
des Thranes sind an sich einfach genug.
Die an den Strand geschleppten Kad-
aver werden mit scharfen eisernen Spa-
ten abgetrennt und auf diese Weise ihrer
unter der Haut gelegenen 12—15 Zoll
dicken Fettschicht entleert. Das Fisch-
lein wird ausgefäht und nach einer
oberflächlichen Reinigung und Trod-
nung als Rohstoff ausgeführt. Der
Speck gelangt in kolonnenweise aufge-
stellte, mit hochgepumptem Dampf be-
triebene Siedetöfel, in denen er ausge-
schmolzen und nach einer verhältniß-
mäßig rohen Klärung in Borrathstonen
abgelassen wird. Neben diesen
Produkten wird vom Walfischleib
nichts benützt. Man überläßt die Kad-
aver einfach ihrem Schicksal, so daß
die Umgebung einer solchen Thranfiede-
reie nicht zu den erfreulichsten mens-
lichen Ansehungen gehört. Zahlreiche
in allen Stadien der Verwesung der
Strömung überlassene oder am Ufer
gestrandete Walfkörper finden sich
ringum und über ihnen in der Luft
oder neben ihm im Wasser schwärmen
Millionen von Fischruhmögeln, Drei-
zehenköpfer und Raubmöven, die trotz
ihrer unzählbaren Scharen den Ueber-
fluß nicht zu bewältigen vermögen.
Erst nach Jahrzehnten schreitet in die-
sem Klima die Verwesung so weit fort,
daß das blanke Gerippe aus dem See-
sande herausragt, bis die einzelnen
Knochen schließlich von der Brandung
abgerieben werden und in plattige
Stücke abgeschliffene Fragmente zerfal-
len, die oft weit den Strand wie Stein-
geröll bedecken.

Welche Werthe hier gewonnen werden,
und wie große Werthe bei diesem ver-
hältnißmäßig rohen Betrieb verloren
gehen, ist schwer zu ermitteln. Der
Werth der Speckschicht eines mittelgro-
ßen Walfisches wird auf \$500 bis \$750
angegeben, der des aus den Fleischmas-
sen herzustellenden Düngers und des
Knochenmehls oder des Phosphors der
Knochen entzieht sich durchaus jeder
Schätzung. In den beiden Thranfiede-
reien des Eisfjords dürften in einer
Kampagne durchschnittlich etwa 100
bis 150 Walfische aller Größen ver-
arbeitet werden. Aber selbst diese jähr-
liche Jaubeute wird im Laufe der Zeit
vorausichtlich abnehmen, die Zahl der
Wale verringert sich von Jahr zu Jahr,

und somit dürfte in absehbarer Zeit
diese Industrie definitiv zum Erliegen
kommen.

Von mindestens gleicher Bedeutung
ist der Robbeneschlag im hohen arktischen
Norden. Zwar sind die Zeiten
vorüber, in denen das Nordmeer von
Robben wimmelte, in denen die Jagd
eines einzigen Tages oder weniger auf-
einander folgender Tage die großen
Fangschiffe vollkommen füllte, aber
die verschiedenen Arten der Robbenthiere
sind auch heute noch, zum Theil sogar
an der Westküste Spitzbergens durch
Scharen von Exemplaren vertreten.
Auf der letztjährigen Studienreise der
deutschen arktischen Zeppeleinpedition
wurden auf dem Meere in der Nähe
der Bäreninsel gleichzeitig viele Hun-
derte von Robben gefischt, die in
Scharen von 30 bis 40 Stück vereinigt,
stellenweise das Meer zu bedecken schie-
nen. Die besten Fangfelder befinden
sich heute an der Padeisergrenze im
Nordosten der Bäreninsel zwischen
Spitzbergen und Nowaja Semlja,
auch in dem Vorlandland an der West-
küste Spitzbergens, während die Grön-
landsrobbe, die früher in unzähligen
Scharen die Padeisergrenze zwischen
Spitzbergen und Grönland bevölkerte,
heute weniger zahlreich geworden ist,
sehr wahrscheinlich hauptsächlich des-
wegen, weil die Thiere sich von der Eis-
grenze, wo sie fortwährend geföhrt wur-
den, mehr in das Innere des Polar-
beckens zurückgezogen haben.

Der Seehund oder die Robbe wird
ebenfalls hauptsächlich ihres Thranes
wegen verfolgt. Die handliche Sped-
schicht, die direkt unter der Haut liegt
und den Körper des Thieres umgibt,
wird gleich an Ort und Stelle streifen-
weise von der Haut getrennt und in
Tonnen eingefallen, während die Haut
selbst mit Alaun und Kochsalz präpa-
riert in ungegerbtem Zustande den
Großhändlern speziell an der norwe-
gischen Küste zugeführt wird.

Nach weniger ergiebig sind in den
letzten Jahrzehnten die Walroffänge
gewesen. Hier ist es speziell das außer-
ordentlich zähe, starke Leder aus der
Haut des Thieres, das zum Fang ver-
anlaßt; auch die Stoßhäute finden als
Eisenblechersatz eine lohnende Ver-
wendung.

Verhältnißmäßig unbedeutend neben
diesen Industrien sind die Versuche,
die mineralischen Schätze des arktischen
Nordens auszubenten. Trotz seines
geologisch überaus verwickelten Baues
ist Spitzbergen nicht reich an nutz-
baren Mineralien, und als Gegenstück zu
dem wichtigsten Arktisbergbau auf Grön-
land vermag Spitzbergen nur seine ver-
hältnißmäßig unbedeutenden Kohlen-
vorkommen zu präsentieren, deren
Ausbeute mit großen Schwierigkeiten
verbunden ist. Obwohl sowohl am
Eisfjord wie in der Kingsbai und an
verschiedenen anderen Punkten eine
sehr gute, wenn auch geologisch ver-
hältnißmäßig junge Kohle in ziemlich
mächtigen Schichten vorkommt, sind die
zahlreichen Unternehmungen, die sich
auf dieses Vorkommen gründeten, bisher
bis auf eins wieder verlassen worden.

Das einzige spitzbergische Kohlen-
bergwerk im Betrieb befindet sich be-
sonnlich in der Adventbai, wo eine
eigentliche Gesellschaft eine der besten
Steintohle gleichwerthige Glanzkohle in
einem überaus einfachen, aber wohl-
geordneten Betrieb abbaut. Hier ist eine
kleine Stadt am Fuße der Steintoh-
lengruben entstanden, großmöglicher Be-
trieb eingerichtet, eine großartige Lade-
brücke und Arbeiterwohnhäuser sind
erbaut worden, und das Werk scheint
sich augenblicklich leiblich zu reitieren.

Die Vorbedingung aber für den
dauernden Erfolg bleibt auch hier, daß
die Kohle nicht zu weit verfrachtet zu
werden braucht. Augenblicklich wird
der weitaus größte Theil davon nach
Norwit befördert, wo er zum Betrieb
der schwebisch-norwegischen Nordbahn
und für sonstige industrielle Zwecke eine
lohnende Verfrachtung findet. Eine
Verfrachtung bis nach Mitteleuropa
würde die Kohle den englischen und
deutschen Kohlen gegenüber nicht kon-
kurrenzfähig erscheinen lassen.

D. A. M i e t h e.

Das stolze Morichen.
Lehrer (zu dem Sohne eines Wa-
renhausbesizers: „Moriche, wann
bist du geboren?“
Morichen (selbstbeuht): „1902
am Neblmetag in der 95. Pfennig-
Woche.“

Im Buchstaus.
„Warum müßten Sie denn gerade
die paar Kaffeinbrecher, die jetzt bei
uns sitzen, sprechen?“
„Ich habe nämlich eine neuartige
Kaffa erfunden, Herr Direktor, und
die wollte ich von den Herren begut-
achten lassen!“